

Nr. 288 Bromberg, den 16. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

9. Fortsetzung.)

Drei Wochen war ich schon Landwirt im kleinen, die Nachbarn der Witwe Himmelreich nannten mich Schweizer oder Knecht oder Schlafbursche. Meinethalben. Nur lebensfähig sein. Und lebenswürdig. Ich sah in allem das Schicksal, Auflehnung wäre Fahnenflucht gewesen. Hauptsache: Wieder Wurzeln schlagen, denn nur die Wurzellosen und Allerweltsschwärmer würden vor die Hunde gehen. Noch war ich Hefe und mußte nach oben gären. Und wenn ich nachts mit lahmen Knochen — denn der Marktdienst wurde immer anspruchsvoller — in der Scheuer lag, schickte ich gern meine Gedanken aus, daß sie den langen Quambusch und die arme Maria suchen sollten. Warum kamen mir diese Menschen gründlicher ins Gedächtnis als tausend andre, mit denen ich viel Schwereres erlebt hatte?

Und oft kroch es wie Maden in meinen Kopf: Zweifel! Dann sprach ich auf mich ein, als müßte ich den seligen Vater vor mir vertreten: Wozu hast du schwimmen gelernt, wenn du dich treiben läßt? Wenn du mutlos bist, warum spielst du nicht den Mutigen? Das hilft!

Inzwischen wurden die letzten deutschen Soldaten in Sicherheit gebracht. Ein Artillerieregiment konnte seine Kanonen nicht mehr über den Rhein retten, also halfen Marktfrauen und kleine Schulkinder in wackern Rudeln.

Mutter Himmelreichs Söhne waren immer noch nicht daheim. Der jüngste schrieb mutlose Briefe aus der Gefangenschaft in Frankreich, die andern drei kämpften in Berlin gegen die Spartakiden. Und waren nicht zu bewegen, diese letzte Arbeit andern zu überlassen. Sie waren selber von den andern.

Dann kam Treibeis, mit dem Treibeis Besatzung, mit der Besatzung das große Verzweifeln. Kalvarienberg. Geißeln über 60 Millionen. Papier statt Wohlstand. Täglich wurde das Nötigste teurer. Brot, Milch, Fleisch, alles. Bürgerkrieg in hundert Städten. Einkerkerungen in der belgischen Zone am Rhein. Zuchthausurteile und Verschickungen nach Neukaledonien im französischen Bereich. Was sollte werden? Kalte Frage, die an allen Gesichtern zehrte. Abermals zu den Fahnen rufen? Das war vorbei. Parole: Ausfressen!

Neues Treibeis: Trompeten auf der Landstraße! Mutter Himmelreich, die des Frostes wegen heute nicht zum Markt gefahren war, riß in der nebeligen Morgendämmerung meine Scheune auf: „He, Manes, opstonn, de Feinde sin do. Die wäde mich wal nit dut scheeße?"

Ich gähnte und räkelte mich hoch. Hals und Rücken juckten vom Scheunenstaub, oder das Stroh beherbergte Ungeziefer.

„Ich komme schon, Mutter Himmelreich!"

Die Alte hatte wieder Schmerzen in den geschwollenen Beinen. Ich holte Medizin für ihre Schrumpfniere, die Flasche stand im Küchenschrank.

„Mutter Himmelreich, es war lausig kalt letzte Nacht!"

Die Mumie leckte den Midizinlöffel leer und blinzelte mich gütig an: „Von heut an kannste im Zimmer vom Bertes schlofe —!"

Bertes hatte einer ihrer gefallenen Söhne geheißen. Bertes kam von Hubert. So, wie Manes von Hermann kam.

Dann zitterte die Alte wieder, als hätte sie Schüttelfrost: „Op d'r Landstroß kumme de Engländer!"

Ich drückte die grünen Läden auf, öffnete die Tür. Mutter Himmelreich machte ein Kreuz, als sei das jüngste Gericht nahe: Die Tommies galoppierten mit ihrer gelben Vorhut vorbei. Reiter mit verbrämten Stahlwesten, Karabiner entsichert, Sturmriemen unterm Kinn. Andre schwangen blanke Palasche wie Windmühlenflügel. Auch kamen Tankwagen mit schußfertigen Läufen. Gewiß, diese Soldaten rechneten mit Barrikaden und Hinterhalten, jeder Deutsche war ja ein Kannibale und Sammler von abgeschnittenen Ohren.

Es folgten klappernde Schwadronen, Geschütze, Protzen. Auch Dutzende von Kraftwagen mit Fußtruppen als Ladung. Die Kerle hatten blaue Gesichter, diese Kälte waren sie nicht gewöhnt. Keiner lächelte, jeder starrte, eher ängstlich als drohend. Und alle trugen Stahlhelme wie Rasierbecken. In der Luft schnurrende Flugzeuge, in Keilform gestaffelt wie Zugvögel.

Da ich mit Mutter Himmelreich gemütlich in der Haustür stand, drückten auch die andern Bauern ihre Fenster auf, um sich die Kavalkaden der Sieger zu betrachten. Meine Wut verbiß ich; denn erstens wäre jede feindselige Geste albern gewesen, zweitens konnten diese khakigelben Muskoten nicht verantwortlich gemacht werden.

Wir gingen wieder ins Haus und schwiegen. Mutter Himmelreich zündete die Kerze vor ihrer Porzellanmadonna an, setzte die Brille auf und betete den Rosenkranz. Tränen rollten über ihre ledernen Wangen. Ich las die Morgenzeitung: So verwirklichen sich die 14 Punkte Wilsons . . . alle Kolonien, die besten Handelsschiffe, Tausende von Lokomotiven und Eisenbahnwagen, Legionen von Pferden, Schafen, Milchkühen sollen gefordert werden . . . von den Grenzverstümmelungen in Ost und West nicht zu reden . . . viele hundert Milliarden Tribut . . .

Durfte ich alles glauben, was gedruckt wurde? Ich faltete das Blatt zusammen, legte Holz in den Ofen, brachte der Kuh trockenen Klee und goß der Katze Milch in den Napf. Dann ging ich hin und her in der Stube, fing müde Winterfliegen, zog die Schwarzwalduhr auf. Wenn ich die Gardine lüftete, sah ich immer noch Engländer. Sie galoppierten nicht mehr, sie standen abgesessen neben den Gäulen, mit blanken Säbeln und entsicherten Karabinern. Die Fußtruppen verließen ihre Lastwagen und schulterten das scharfe Bajonett. Die Tanks, die man wie gefleckte Kühe bemalt hatte, reckten sich wie Festungen hoch, ihre Geschützschlünde sperrten die schwarzen Mäuler auf, als wollten sie Luft schnappen. Das sah alles nach Überfall und Massenmord aus. Meine Faust fror in der Tasche.

Mutter Himmelreich ließ den Rosenkranz in die Schürze sinken. Die Alte murmelte noch „sondern erlöse uns von dem Übel" und drückte mich dann barsch vom Fenster, als

hätte ich dort nichts zu suchen. Sie schaute jetzt selber hinaus, und als ich sagte, die Kerle sollten sich allemale zum Teufel scheren, da schob sie die Brillengläser von der Nase zur Stirn und blickte mich an, als hätte ich etwas Sündhaftes gesprochen. Ja, ihre Mutteraugen sahen nicht das Unrecht, nicht die Waffen, nicht das gewalttätige Spektakulum. Witwe Himmelreich sah etwas ganz andres: „Die ärm Käls friere. Die Pähd han Hunger!"

Sie hatte recht: Die gelben Tommies lehnten ihre Gewehre heimlich an die Chausseebäume und schlugen sich warm. Andre stampften mit den Füßen, hauchten in die blauen Hände oder stellten sich zwischen die Pferde, um den Ofen dieser dampfenden Bäuche nahe zu sein. Wie sah man den keuchenden Atem von Mensch und Tier in der frostigen Luft des Dezembermorgens! Mutter Himmelreich murrte weiter: „Un kei Minsch mäht de Dür op; se sollten sich doch jet schamme!"

Nein, keiner von den Anwohnern machte die Tür auf. Wer sollte auch Lust haben, den Feinden ein freundlicher Gastgeber zu sein?

Die Alte stieß mich wieder in die Seite: „Wie wor dat dann mit üch in Frankreich — —?"

„Was denn, Mutter Himmelreich?"

„Hätt üch keiner en warm Stuvv gemaht?"

Ich überlegte und antwortete: „Doch, einmal nahm uns eine alte Frau auf; das war im Schnee der Neujahrsnacht von 1916. Neuvilly hieß das Dorf!"

Also schluffte Mama Himmelreich zum Ofen, goß heißes Wasser in den Kaffeetopf und ließ die kümmerliche Ersatzbrühe ziehen. Dann reichte sie mir einen Korb, ich sollte Heu von der Tenne holen. Und als beides, Kaffee und Heu, zur Stelle war, öffnete die Alte ihre Tür, winkte den stampfenden und frierenden Tommies, goß ihnen Heißes in die Feldbecher und erbte Grimassen, die dankbar auftauten. Ich übernahm es, drei Pferde mit dem Heu zu füttern. Und kaum waren Mutter Himmelreichs Gaben zu Ende, da folgten fast alle Häuser der Landstraße unserm Beispiel: Überall kamen die deutschen Mütter mit dem Kaffeepott, überall tranken die Feinde aus dampfenden Bechern, überall wieherten die erquickten Pferde.

Seltsam: Die Tommies steckten ihre Säbel ein, das Fußvolk sicherte die Gewehre und kappte die blanken Bajonette. Schließlich verschwanden auch die Geschützrohre in den Bäuchen der Tankwagen, und die Mannschaften krochen lachend aus dem gepanzerten Verlies. Mutter Himmelreichs Schlempe wirkte wie Baldrian. Die Alte hatte eine große Bataille gewonnen.

Hernach saß ich mit der Witwe wieder in der Stube und betrachtete ihr Gesicht, das mir zum Antlitz geworden war. Einmal streichelte ich ihre Hand, und sie mußte wohl spüren, wie mir zumut war. Denn sie sagte in feierlichem Hochdeutsch: „Wenn ich andern Söhnen gut bin, tut man auch gut sein zu meinen Söhnen!"

Hinter dieser Einfalt stand ein ewiges Bekenntnis. War ich nicht auch ein andrer Sohn von ihr? Wie ich mich schämte.

„Eine gute Mutter ist jedes Sohnes Mutter!"

Witwe Himmelreich schob wieder die Rosenkranzkugeln durch die hölzernen Finger: „— — wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

Ich durfte nicht mehr stören. Draußen zogen die Engländer weiter, ihre Vorhut mußte schon in Köln sein.

*

Von Tag zu Tag wurde ich ängstlicher, ich könnte wieder in den erbarmungslosen Winter hinausgestoßen werden. Darum schuftete ich, um mich unentbehrlich zu machen.

Witwe Himmelreichs Söhne hatten lange nicht geschrieben. Und als mich die Alte eines Tages fragte, ob ich Weihnachten noch bleiben könnte, sie fühlte sich sonst zu einsam, da hätte ich diese Mutter am liebsten umarmt. Ich durfte also noch bleiben, durfte mit einem Gemisch von Angst und Jubel den Heiligen Abend erwarten!

Und der Heilige Abend war gekommen. In der Vornacht hatte ich mich heimlich auf den Weg gemacht, um in den Wäldern an der Kranzmaar einen Tannenbaum zu schlagen. Der Weg war weit gewesen, der Förster hätte mich nicht ertappen dürfen. Aber der fromme Raub war gelungen.

Mutter Himmelreich ahnte nicht, welches Geschenk ich in der Scheune verborgen hielt. Ich wollte warten, bis die Alte für einige Stunden in die Nachbarschaft ging, um dann den Christbaum in die Wohnstube zu tragen. Auch dieser Plan konnte glücken. Ich fand den Christbaumständer in der Rumpelkammer, wo noch halbverbrannte Weihnachtskerzen über den Boden rollten. Die bunten Stummel klebten wie Honig, so alt waren sie schon; denn Witwe Himmelreich hatte im Winter 1913 zum letzten Male Weihnachten gefeiert. 1914 war sie schon einsam gewesen, ihre Söhne hatten da schon in Rußland und im Westen kämpfen müssen.

Ich putzte den Baum und hatte selige Gedanken dabei. Ketten aus buntem Papier schwangen sich von Ast zu Ast, auch baumelten kleine Äpfel oder weiße Wattekugeln an den nadeligen Zweigen. Ob Mutter Himmelreich schimpfen würde, weil ich ihr Haus nach mancherlei Dingen aus friedlicher Zeit durchstöbert hatte? Selbst die Gipsfiguren einer Krippe waren mir nicht entgangen, freilich mußte ich dem heiligen Josef den Kopf anleimen und dem Esel einen Schwanz aus Kordel flechten. Und noch etwas hatte ich gefunden: Eine Ziehharmonika! Unter meinem Bett hatte sie gelegen, der gefallene Bertes Himmelreich mußte musikalisch gewesen sein.

Neun Uhr schlug es im Kirchturm von Efferen, ich hatte den letzten Kerzenstummel angezündet, als Mutter Himmelreich von ihrem Schwätzchen zurückkam. Sie scharrte am Türeisen den Schnee von den Füßen, keuchte und war völlig hinter Atem. Auf den Händen trug sie behutsam einen Topfkuchen, den sie beim Bäcker bestellt hatte. Ein Duft von Rosinen und Vanille wehte mir festlich entgegen. Weihrauch. Der Kuchen sollte mich überraschen, aber die Alte wurde jetzt selber überrumpelt: Sie sah den brennenden Lichterbaum, ein Katarakt von Tränen schoß aus ihren Augen: „Manes, nä — — —", das übrige wurde jäh verschluckt. Ja, ich mußte es mir gefallen lassen, daß mich dieser bärtige Mund auf die Stirn küßte. Ich selber sprach auch nicht viel, irgendwie kämpfte meine Seele, ich wurde rührselig wie eine Betschwester.

Mutter Himmelreich hatte richtigen Kaffee in der Schürze mitgebracht. Sie verriet nicht, wo sie den Schatz eroberte, aber ich hatte schon eine Ahnung: So etwas Kostbares gab es nur in der englischen Kantine; denn die Alte bescherte mich außerdem mit Navy-Cut-Zigaretten und echter Allright-Fettseife, gegen die meine Kriegsseife ein Ziegelstein war. Ich dankte immer wieder mit plumpen Worten, drehte die Kaffemühle zwischen den Knien und spielte dann Weihnachtslieder auf der Ziehharmonika, während sich Mutter Himmelreich am knisternden Herd zu schaffen machte. Sie schüttete die echten Santosbohnen auf, streute Staubzucker über den Kuchen und stellte zwei Teller auf den Tisch. Ich freute mich auf das weihnachtliche Ambrosia, es roch schon würzig nach Kaffee in der Stube. Ich spielte dann noch „Ihr Kinderlein kommet" und ahnte nicht, was ich damit heraufbeschwor: Die Tür sprang knarrend auf, drei verschneite Männer standen da:

„Mamm, do sin mir, Mamm!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester auf der kleinen Insel

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Hans Anker.

In einem Winkel der östlichen Ostsee liegt eine kleine Insel, um die sich ein Kranz von Sagen und Legenden gebildet hat. Nur selten kommen die Insulaner einmal zum Festland und umgekehrt reisen die Landratten nur wenig auf das Eiland. Werden solche Fahrten unternommen, so pflegen sie gewöhnlich mit einem Abenteuer auszugehen. Daran hat sich auch in jüngster Zeit nichts geändert. Runö, so heißt das Inselchen in der Mitte des Rigaer Meerbusens, hat nur ein- bis zweimal im Jahre eine reguläre Verbindung mit den Festlandshäfen. Im Juli läuft einmal ein Rigaer Vergnügungsdampfer die Insel an. Die Leute auf Runö bekommen dann Post und das ist ein Ereignis; denn es gibt weder Telegraph noch Telephon. Sie führen also nach unseren Begriffen ein fast mittelalterliches Dasein. Wer anders, als mit dem Postschiff zu ihnen will, muß sich an

der Westküste Estlands ein Motorboot mieten. Damit ist man dann, wenn man Glück hat, in zehn bis zwölf Stunden am Ziel. Häufig dauert die Fahrt aber länger, weil der Rigaer Meerbusen recht unberechenbar ist.

Freilich, wer den Strand Runös erreicht, wird entzückt sein, denn das Eiland birgt Reize in Hülle und Fülle. Zauberhaft ist Runös Stille. Zwischen Wald und Meer träumen Gehöfte unter Tannen und Pappeln. Man findet in ihnen Menschen von Schlichtheit und Offenherzigkeit, von Gradheit und Natürlichkeit des Wesens, die uns in den dicht bevölkerten Bezirken Mitteleuropas Lebenden fremd sind.

Runö gehört politisch zu Estland. Aber die Insulaner sind nach Sitte und Kultur Abkömmlinge eines alten schwedischen Volksstammes und sprechen noch heute einen altschwedischen Dialekt, der auch den modernen Schweden unverständlich ist. Im vorletzten Sommer hat sich nun etwas Umwälzendes auf der Insel zugetragen. Der alte Runöer Pfarrer starb; ein neuer Seelsorger kam aus Schweden und brachte den 300 Runöern als Geschenk den Rundfunk mit. Die Insulaner betrachteten den Zauberkasten, obgleich er bei ihrem neuen Pfarrer stand, mit ängstlicher Vorsicht. Sie hielten ihn eher für ein Geschenk des Teufels als des Himmels. Ihre Abneigung gegen die große Welt da draußen jenseits des Wassers war so sehr Bestandteil ihrer Natur, ihres Wesens geworden, daß sie die plötzliche, ihnen unbegreifliche Verbindung durch den Äther durchaus nicht freudig begrüßten. Das Wunder des Rundfunks wurde ihnen erst offenbar, als der neue Pfarrer, ein moderner weitblickender Mann, bei der estnischen Regierung mit dem Hinweis auf die Weltabgeschiedenheit der Insel eine Sendestation für Runö beantragte, und dieser vernünftige Antrag auch sofort bewilligt wurde.

Kaum war der Sender fertig geworden, da zeigte sich auch sofort seine Nützlichkeit. Im Oktober erkrankte auf der Insel ein Kind; es bekam Ausschlag, Fieber und starb nach einigen Tagen. Woran es gestorben war, wußte niemand; denn einen Arzt gibt es auf Runö nicht. Man begrub es und machte sich weiter keine Gedanken. Plötzlich aber brach die unheimliche Krankheit mit erneuter Heftigkeit aus. Mehrere Kinder und auch zwei Erwachsene wurden gepackt. Auf dem Festland und den benachbarten Inseln fing man Hilferufe der Runöer Sendestation auf. Ein Arzt und eine Krankenschwester, mit Medikamenten wohlversehen, wagten trotz des heftigen November-Schneesturms die Fahrt. Als sie eintrafen, lag halb Runö schwer krank darnieder. Eine gefährliche Scharlach-Epidemie war ausgebrochen. Die beiden mutigen Helfer brachten die Rettung und die Insulaner betrachteten Arzt und Schwester wie Engel, die ihnen der Himmel gesandt hatte.

Als die größte Gefahr nach ein paar Tagen vorüber war, holte das Motorboot den Arzt wieder zur Küste zurück. Die Schwester blieb, um noch acht Tage nach dem Rechten zu sehen. Aus diesen acht Tagen wurde aber ein harter, langer Winter; denn plötzlich brach so strenge Kälte herein, daß der größte Teil des Rigaer Meerbusens zufror. Da gab es für die Krankenschwester kein Zurück. Sie mußte auf der Insel bleiben. Kein Schiff konnte Runö erreichen. Erst als im beginnenden Frühjahr die Eismassen schmolzen, wurde die Pflegerin erlöst, die sich für einen Hilfeausflug von einigen Tagen Dauer ausgerüstet hatte. Wetter und Insel haben sie gegen ihren Willen fast ein halbes Jahr zurückgehalten.

Diese Begebenheit hat sich so zugetragen, wie sie hier erzählt wurde. Ich traf die Krankenschwester, „den rettenden Engel Runös", im letzten Sommer in der estnischen Hauptstadt Reval. Sie stand da in der kleinen Halle eines Hotels inmitten von Kisten, Kasten und Paketen und traf Reisevorbereitungen.

„Sie packen schon wieder, Schwester", fragte ich, „wohin soll denn jetzt die Reise gehen?"

Sie guckte mich an und lachte. „Nach Runö, noch einmal nach Runö! Jetzt im Sommer ist es ja keine so schwierige Reise."

„Nach Runö?", fragte ich ein wenig erschreckt, „ist denn wieder eine Krankheit ausgebrochen? Die vielen Kisten und Kasten? . . . Sind das alles Medikamente?"

„Ja", sagte sie; doch sie lachte zu ihrer Antwort: „Sie haben ganz recht, auf Runö ist wieder eine Epidemie ausgebrochen! Aber eine ungefährliche: die Radio-Epidemie. Als ich die Insel im Mai verließ, habe ich hundertfach versprechen müssen, im Sommer auf ein paar Tage zurückzukommen und jedem Runöer ein Rundfunkgerät mitzubringen. Die ganze Gemeinde hat gesammelt. Und nun fahre ich hin und mein „leichtes Gepäck" sind beinahe zweihundert Empfänger!"

Zeitenwandel. — Ich wünschte ihr eine gute Reise.

Das Geheimnis der 13 Streichhölzer.

Die Spitze einer Tannennadel verrät den Mörder.

Von H. Soldenhoff-Wien.

Zu den wichtigsten, man kann sagen unentbehrlichsten Hilfsmitteln des modernen Kriminalisten in seinem Kampfe gegen das Verbrechertum gehört seit langem das Mikroskop. Es gestattet die genaueste Untersuchung noch so kleiner Staub-, Haar- oder Gewebeteilchen, läßt falsche Juwelen sofort als solche erkennen, entlarvt Fälschungen von Handschriften oder Gedrucktem. Die Auswertung von Fingerabdrücken und die Prüfung der winzigen Eindrücke, die sich an einer abgeschossenen Kugel finden, wären ohne das Mikroskop nicht möglich. Die moderne Technik hat dieses wertvolle Instrument in einem kaum vorstellbaren Grade vervollkommnet. Wir besitzen es heute in allen Größen, vom winzigen Tascheninstrument bis zu jenem riesigen „Magnoskop" mit seiner fünftausendfachen Vergrößerung, in dem ein feines Haar einem Telegraphenpfahl gleicht.

Dieses Magnoskop, das sich in Seattle in den Vereinigten Staaten befindet, spielte eine wichtige Rolle bei der Aufdeckung eines Mordes, dem vor einiger Zeit ein neunjähriges Mädchen zum Opfer gefallen war. Der Mörder hatte hinter einem aus abgeschnittenen Zweigen erbauten Schirm der Kleinen aufgelauert und sie dann umgebracht. Unmittelbare Spuren gab es nicht, doch wurde eine Anzahl Verdächtiger festgenommen. Der mit der Aufklärung des Verbrechens betraute Beamte nahm zunächst sämtlichen Verhafteten ihre Taschenmesser ab. Mit diesen stellte er in seinem Laboratorium eigenartige Versuche an, indem er die Messer in einen kunstreich gearbeiteten mechanischen Arm klemmte und durch diesen nun zahlreiche Zweige in genau dem gleichen Winkel durchschneiden ließ, wie er ihn bei einem der Zweige gefunden, aus denen der Mörder den ihn bergenden Schirm errichtet hatte. Die Schnittflächen wurden dann unter dem Magnoskop geprüft, und es zeigte sich, daß eine Klinge genau die gleichen Merkmale im Holz hinterließ, wie sie der Kontrollzweig aufwies. Zu allem Überfluß zeigte die Riesenlinse auch noch, daß die winzige Spitze einer Tannennadel, die man an der Kleidung des Besitzers des verdächtigen Messers gefunden hatte, genau an den Rest einer Nadel paßte, die an der Mordstelle gefunden worden war.

Dasselbe Mikroskop klärte auch das zuerst unlösbar scheinende „Geheimnis der 13 Streichhölzer" auf. Die Frau eines Bergwerksbeamten war mitten in der Nacht durch das Knarren einer Tür aus dem Schlafe geschreckt. Ihr Mann befand sich nicht zu Hause, um so größer war ihre Angst, als sie jetzt deutlich im Nebenzimmer leise Schritte hörte. Ohne Zweifel machte sich der Eindringling an einem Schreibtisch mit 2000 Mark, die am nächsten Morgen zur Bank gebracht werden sollten, zu schaffen. Die zu Tode Erschrockene stieß einen lauten Schrei aus, worauf der Verbrecher, der das Geld schon eingesteckt hatte, das Weite suchte. Statt zur Tür kam er aber an ein Fenster, und um sich zu orientieren, zündete er ein Streichholz an. Dann verschwand er, ehe Nachbarn herbei eilten. Seine Persönlichkeit war in tiefstes Dunkel gehüllt. Der hinzugezogene Kriminalbeamte wandte seine Aufmerksamkeit sofort dem von dem Einbrecher benutzten und jedenfalls fortgeworfenen Streichholz zu. Aber an dem bezeichneten Fenster lagen statt des einen nicht weniger als 13 gebrauchte Zündhölzchen! Am Abend des Einbruchs hatte nämlich der Hausherr mit einem Bekannten dort stundenlang gesessen und geraucht und die dabei gebrauchten Streichhölzer nach schlechter Gewohnheit einfach auf den Fußboden geworfen. Der Beamte sammelte nun alle 13 Hölzchen und unterwarf sie einer genauen Prüfung. Er hatte Glück: bei 12 von ihnen war das Holz abgerundet, beim letzten aber viereckig. Dies hatte offenbar der Gesuchte fortgeworfen. Das Mikroskop wies später ein winziges

Stückchen Fett auf, ein Kohlestäubchen und einen verschwindend kleinen Metallspan aus Eisen und Messing, wie sie beim Löten abfallen, sowie noch weitere sieben Anhaltspunkte. Aber die ersten drei genügten. In wenigen Tagen konnte der Beamte ermitteln, daß in einer der benachbarten Kohlengruben ein Zylinder schadhaft geworden und die Ausbesserung von einem gewissen Jenkins vorgenommen war. Der Mann gestand, als man in seiner Tasche eine Schachtel Streichhölzer der gleichen Art wie das in den Händen des Detektivs befindliche gefunden und dieser zudem unter einem seiner Fingernägel ein ebensolches Stückchen Metallspan hervorkratzte, wie es an dem verräterischen Zündholz saß.

Eines Morgens ertönte in dem Laboratorium eines bekannten Chemikers eine heftige Explosion. Als die Nachbarn auf die Straße eilten, schlugen schon die hellen Flammen aus dem Gebäude, das bis auf den Grund niederbrannte. Da man kurz vor der Explosion noch den Chemiker in Gesellschaft seines kürzlich neu eingetretenen Assistenten das Laboratorium hatte betreten sehen, fürchtete man für beide das Schlimmste und war daher sehr überrascht, als sich beim Aufräumen der Trümmer nur eine völlig verkohlte Leiche fand. An ihrer Unterseite hafteten noch einige Stoffreste, und sie wie auch ein an der Rechten des Toten sitzender Siegelring ließen es als zweifellos erscheinen, daß man die letzten Reste des Chemikers vor sich hatte. Von dem Assistenten fand sich keine Spur.

Der Chemiker hatte nun aber einige Wochen zuvor eine sehr hohe Lebensversicherung abgeschlossen, was die Versicherungsgesellschaft veranlaßte, der Sache genauer nachzugehen. Der bekannte Sachverständige Dr. Albert Schneider wurde mit der Untersuchung beauftragt. Er fand die Lösung, ohne sich von seinem Schreibtisch zu rühren, nur mit Hilfe seines Mikroskops. Einer seiner Gehilfen brachte ihm drei Haare vom Genick des Toten, das, zufällig durch ein feuchtes Tuch geschützt, nicht versengt worden war. Ein anderer Angestellter trieb im Hause des Chemikers dessen Haarbürsten auf. Die darin sitzenden Haare wurden mit den dem Toten entnommenen verglichen und zeigten von diesen derartige Abweichungen, daß sie unmöglich von derselben Person stammen konnten. Der Tote war mithin nicht der Chemiker. Es sprach alles dafür, daß dieser seinen Assistenten umgebracht und den eigenen Tod vorgetäuscht hatte, um in den Besitz der hohen Versicherungssumme zu gelangen. Wenige Tage später stellte sich die Richtigkeit der Vermutung heraus. Der flüchtige Chemiker hatte in einer nahen Großstadt freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht, als er sah, daß wider alle Erwartung sein so fein eingefädelter Plan durch das Mikroskop zunichte gemacht worden war.

Könige des Mammons.

Asiatische Millionäre, die man nicht kennt.

Zu den verbreitetsten Irrtümern gehört die Meinung, nur in Europa und Amerika gebe es Riesenvermögen, der übrige Teil der Welt dagegen sei arm, und namentlich China, für das man plötzlich soviel Liebe bekundet, sei das Land des sozialen Ausgleichs. Natürlich ist nichts verkehrter als dieses. Der Glaube daran beruht nur auf dem Umstand, daß wir von diesen Millionären nichts erfahren, weil sie sich weniger in Szene setzen, als die Bewohner der 5. Avenue.

Einer der reichsten Männer der Erde war der „Sühneprinz“ Lihungtschang, der, als er vor einigen Jahren starb, ein Vermögen von 400 Millionen Pfund zurückließ. Ihm gehörten Länderstrecken von der Größe mehrerer deutscher Provinzen.

Die reichste Frau der Welt ist augenblicklich Frau Tseyeh, die Witwe des Bergwerksbesitzers Meifang, die Kohlen- und Silbergruben ihr eigen nennt. Da gerade vor kurzem aus China die Nachricht kam, daß in ihren Bergwerken große Funde von wolfram- und radiumhaltigem Urangestein gemacht worden sind, ist ihr Vermögen in deutsche Valuta wahrscheinlich überhaupt nicht umzurechnen.

Zwei Milliarden Yen besitzt die Japanerin Kiotso, die ihr Vermögen von ihrem Vater erbte, der es durch wenig einwandfreie Spekulationen erwarb; er beherrschte den gesamten Reishandel in Ostasien und machte von seiner Macht den rücksichtslosesten Gebrauch.

Vielfache Millionäre sind ferner die Barone Yamatse und Kembio in Tokio. Als reichster Mann in Japan gilt der Marquis Hoki mit zwei Milliarden Yen. Er hat nicht weniger als sechzig Automobile, vierzig schloßartige Villen und zwei Dampfyachten, die ständig bereit liegen, ihn zu einer Lustfahrt im Stillen Ozean einzuladen.

Die Mehrzahl der chinesischen Millionäre wohnt in Schanghai in wunderbaren Häusern, die mit den größten Kostbarkeiten ausgestattet sind.

Doch gibt es Millionäre überall in den fernen Provinzen, selbst an der mongolischen Grenze, wo sie den Handel mit Tee kontrollieren. In Kiachta wohnen die Millionäre, die den sibirischen Pelzhandel beaufsichtigen.

Die riesigen Vermögen der indischen Fürsten sind sprichwörtlich, wie ihr Titel Nabob zur Bezeichnung eines schwerreichen Mannes wurde. Aber man hat ihren Reichtum etwas überschätzt, denn er wirkt ja nur deshalb so unermeßlich, weil die große Menge der Inder in einfachen Verhältnissen lebt. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen ist die finanzielle Durchschnittslage in Indien nicht schlechter als in Europa.

Auch in Indien ist eine Frau die Reichste des Landes, die Begam (Fürstin) von Bhopal, die ihr Vermögen aus Edelsteingruben bezieht. Es folgen der Maharadschah von Baroda mit vierhundert Millionen Rupien, die Radschas von Sari, Baradasa und Miralaikhan, ein Perserfürst, mit hundert bis dreihundert Millionen Rupien.

Aber auch die bürgerliche Welt ist in Indien teilweise reich. Als die besten Kaufleute gelten die Parsen, die Anhänger jener seltsamen indogermanischen Feuerreligion, die sich trotz ihres mystischen Glaubens nicht abhalten lassen, den Gütern dieser Welt eifrig nachzustellen. Geht der Besitz des Einzelnen unter ihnen auch nicht über 100 Millionen hinaus, so sind doch eine ganze Reihe Parsen im Besitze von Vermögen, die jene Summe nahezu erreichen. Von den einfachen Millionären soll gar nicht weiter geredet werden.

Der reichste Mann Asiens, vielleicht sogar der ganzen Welt, ist der Emir von Afghanistan, da ihm theoretisch alles das gehört, was seine Untertanen besitzen. Der Emir ist der Einzige, der sich das Fahren im Automobil erlaubt, er ist der Einzige, der die großen Karawanenzüge inszeniert und den bis jetzt geringen Bergbau seines Landes in Angriff nehmen darf. Er ist der letzte Autokrat auf der Erde, ein Despot im großen Stil und der einzige asiatische Fürst, der den an seinen Türen klopfenden Bolschewismus nicht fürchtet, weil er den Schlüssel nach Indien in seinem unzugänglichen Bergland besitzt.



Lustige Ecke



* **Die schwerste Strafe.** Der berühmte Strafverteidiger Rechtsanwalt Frey wurde einmal von einem Staatsanwalt während einer Verhandlungspause in einem Bigamieprozeß gefragt, und zwar etwas spöttisch: „Na, Herr Doktor, was halten Sie für die schwerste Strafe für Bigamie?“

Doktor Frey schlug kurz das Strafgesetzbuch, in dem er gerade blätterte, zu und meinte ernsten Gesichtes: „Zwei Schwiegermütter!“

*

* **Das Mißverständnis.** Adele Sandrock — die einst so gefeierte Tragödin — ist bekannt durch ihr tiefsonores, männliches Organ. Eines Mittags ging sie die Potsdamer Straße entlang, sah dort einen Blinden sitzen und überreichte ihm ein Geldstück mit den Worten: „Da, nehmen Sie das, guter Mann!“

Und der Blinde riß die Absätze zusammen und rief: „Danke, Herr General!“

*

* **Der Mann mit dem einnehmenden Wesen** . . . „Einkassierer muß in jetziger Zeit doch ein wenig angenehmer Beruf sein? Man sieht Sie doch sicher nirgends gern?“

„Ganz im Gegenteil! Die meisten Leute bitten mich, wiederzukommen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.